



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Künstler

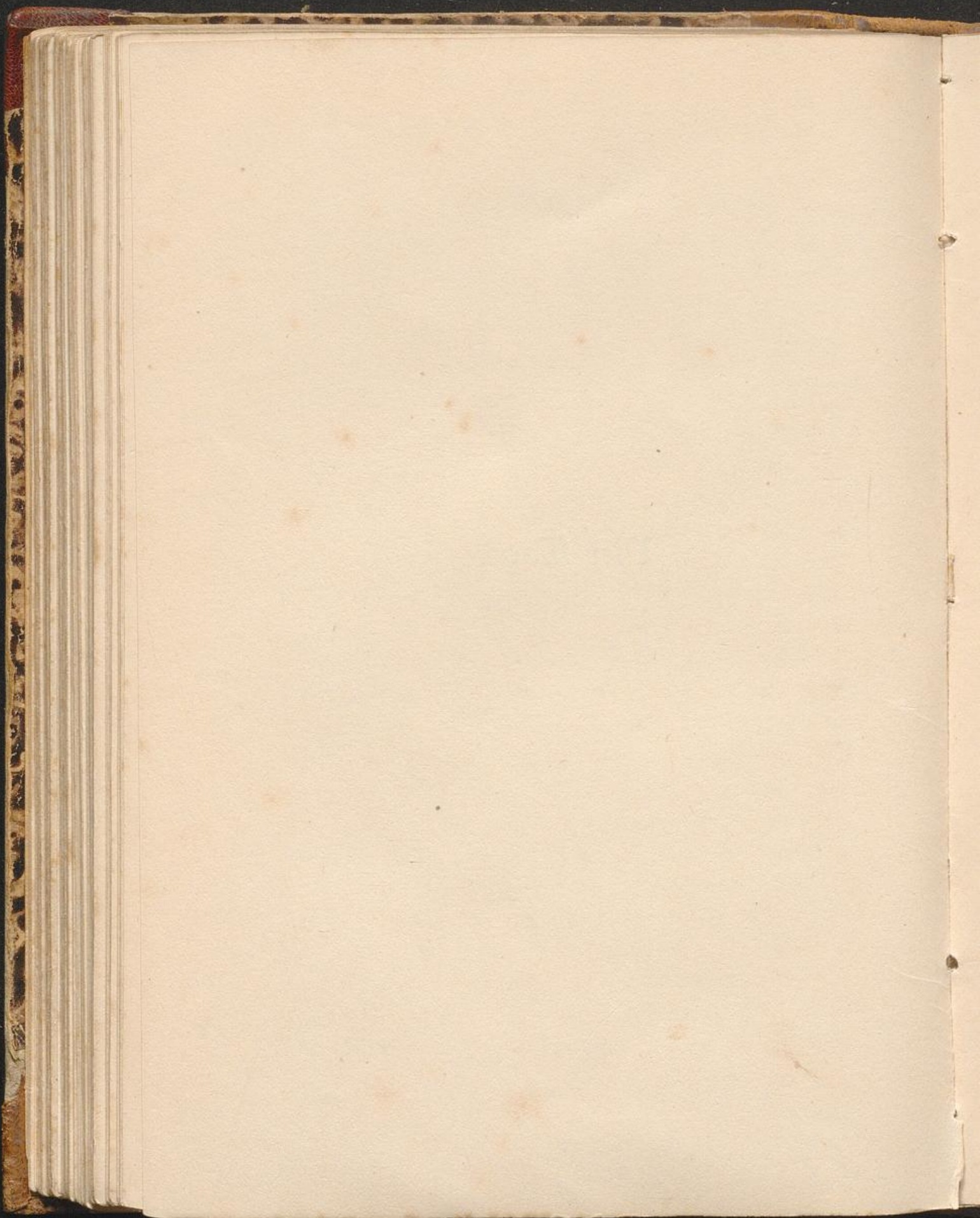
Garšin, Vsevolod Michajlovič

Berlin, 1887

Vier Tage

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93537](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-93537)

Vier Tage.



Ich erinnere mich, wie wir durch den Wald liefen, wie die Kugeln pffiffen, wie die abgerissenen Zweige um uns herfielen, wie wir uns durch die Weißdornsträucher hindurchdrängten. Die Schüsse wurden häufiger. Durch den Waldsaum blitzte hier und da etwas Rothes. Sidoroff, ein junger Soldat der ersten Compagnie („wie mag er nur in unsere Plänklerkette gekommen sein?“ schoß es mir durch den Kopf), duckte sich plötzlich zur Erde nieder und blickte mich schweigend mit großen erschreckten Augen an. Ein Strom Blutes floß aus seinem Munde. Ja, ich erinnere mich dessen ganz gut. Ich erinnere mich auch, wie ich schon hart am Saume des Waldes, in dichten Sträuchern, ihn erblickte. Er war ein großer starker Türke, dennoch lief ich, schwach und hager, geradewegs auf ihn los. Da knallte es, etwas anscheinend Großes flog an mir vorüber; die Ohren dröhnten mir. „Er war's, der auf mich schoß,“ dachte ich. Er aber drängte sich mit einem Schreckensrufe rückwärts in den dichten Weißdornstrauch. Es wäre ja möglich gewesen, um den Strauch

herumzulaufen, doch besann er sich dessen in seinem Schrecken nicht, sondern froch hinein in die stacheligen Zweige. Mit einem Schlage zerschlug ich ihm seine Flinte und stieß mit dem Bajonett darauf los. Da erscholl es halb wie Brüllen, halb Stöhnen. Darauf lief ich weiter. Die Unseren schriegen Hurrah! feuerten, fielen. Auch ich, erinnere ich mich, gab einige Schüsse ab, während ich aus dem Walde auf eine Wiese heraustrat. Plötzlich ertönte das „Hurrah“ noch lauter und wir Alle setzten uns mit Einemmale in Bewegung nach vorwärts. Das heißt, nicht wir, sondern die Unserigen, denn ich blieb zurück. Das kam mir seltsam vor. Noch seltsamer war das, daß plötzlich Alles verschwand, Geschrei und Schüsse verstummten. Ich hörte nichts mehr, sah nur etwas Blaues; das konnte wohl nur der Himmel sein. Darauf verschwand auch das.

* * *

Noch nie befand ich mich in einer so seltsamen Lage. Ich liege, so scheint's, auf dem Leibe und sehe nur ein kleines Stück Erdboden vor mir. Einige Grasshälmchen, eine Ameise, welche von einem derselben unter meinem Kopf kriecht, einige Ueberbleibsel vorjährigen Grasses — das ist meine ganze Welt. Und diese sehe ich auch nur mit einem Auge, weil das andere von irgend etwas Hartem, es muß wohl der Zweig sein, auf den sich mein Kopf stützt, zugeedrückt ist. Es ist

mir schrecklich unbehaglich zu Muth und ich möchte mich gern bewegen, begreife aber durchaus nicht, warum ich es nicht kann. So vergeht die Zeit. Ich höre das Zirpen der Grillen, das Summen der Bienen. Weiter nichts. Endlich machte ich eine Anstrengung, befreie den rechten Arm, auf dem ich liege und will, indem ich mich mit beiden Händen auf den Erdboden stütze, mich auf die Kniee erheben.

Da durchzuckt es, rasch und schneidend wie ein Blitz, meinen ganzen Körper vom Knie bis zur Brust und zum Kopf und ich falle von Neuem zur Erde. Wiederum Finsterniß, wiederum nichts.

* * *

Ich erwache. Wie kommt es denn, daß ich die Sterne sehe, welche am dunkelblauen bulgarischen Himmel so hell erglänzen? Liege ich denn nicht im Zelte? Warum bin ich denn aus ihm herausgekrochen? Ich mache eine Bewegung und empfinde einen quälenden Schmerz in den Beinen.

So bin ich denn verwundet worden im Kampfe. Gefährlich oder nicht? Ich fasse nach den Beinen, dahin, wo es schmerzt. Sowohl das rechte als auch das linke Bein ist mit geronnenem Blut bedeckt. Wenn ich sie mit den Händen berühre, ist der Schmerz noch stärker. Es ist ein Schmerz wie Zahnschmerz: ein beständiger, an der Seele ziehender. Die Ohren klingen, der Kopf

ist schwer. Dunkel begreife ich, daß ich an beiden Beinen verwundet bin. Was soll es heißen? Warum hat man mich nicht aufgehoben? Die Türken können uns doch unmöglich geschlagen haben? Ich suche, anfangs dunkel, dann klarer, mir das mit mir Geschehene ins Gedächtniß zurückzurufen und gelange zu dem Schluß, das wir durchaus nicht geschlagen sind. Denn ich bin gefallen (des übrigens besinne ich mich nicht; doch ich besinne mich, wie alle vorwärts liefen, ich aber nicht laufen konnte und wie mir nur etwas Blaues vor den Augen blieb) — und bin auf der Wiese am Gipfel des Hügels gefallen. Auf diese Wiese wies unser kleiner Bataillonschef hin. „Kinder, dort müssen wir hin!“ rief er uns mit seiner sonoren Stimme zu. Und wir stürmten hin; das heißt, wir sind nicht geschlagen . . . Warum hat man mich denn nicht aufgehoben? Ist doch hier auf der Wiese, einem freien Platze, Alles zu sehen. Liege ich doch sicherlich nicht allein hier. Sie schossen ja viel. Ich muß den Kopf wenden und einmal nachsehen. Das wird sich jetzt leichter thun lassen, weil ich schon damals, als ich, zu mir kommend, das Gras und die Ameise sah, welche unter meinen Kopf kroch, bei dem Versuche mich zu erheben, nicht in die vorherige Lage zurückfiel, sondern mich auf den Rücken umdrehte. Deswegen sind mir ja auch diese Sterne sichtbar.

Ich erhebe mich etwas und setze mich. Das läßt

sich schwer thun, wenn beide Beine zerschlagen sind. Einige Male bin ich nahe am Verzweifeln; endlich, mit Thränen in den Augen, vom Schmerz hervorgepreßt, setze ich mich.

Ueber mir ein Stückchen dunkelblauer Himmel, auf dem ein großer und einige kleine Sterne funkeln; um mich herum etwas Dunkles, Hohes. Das sind — Sträucher. Ich liege im Gesträuch; man hat mich nicht gefunden!

Ich fühle, wie sich die Haare meines Kopfes in ihren Wurzeln rühren.

Wie kann denn das aber sein, daß ich mich in den Sträuchern wiederfinde, wenn sie mich auf der Wiese niedergeschossen haben? Da muß ich, verwundet, besinnungslos vor Schmerz, hier herübergekrochen sein. Seltsam nur, daß ich mich jetzt nicht zu bewegen vermag und damals im Stande gewesen bin, mich bis zu diesem Gesträuch hinzuschleppen. Vielleicht aber hatte ich damals nur eine Wunde und eine andere Kugel hat mich hier erst vollends zerschlagen.

Die blaßrosafarbenen Flecke um mich herum traten zurück. Der große Stern erbleichte, einige kleine verschwand. Das ist, der Mond geht auf. Wie schön ist's jetzt zu Haus . . .!

Seltame Laute schlagen an mein Ohr. Es ist, als ob jemand stöhne. Ja, das ist — ein Stöhnen. Liegt etwa in meiner Nähe ein ebenso Vergessener mit

zerschmetterten Beinen oder einer Kugel im Leibe? Nein, das Gestöhne ist so nahe und, neben mir, so scheint's, liegt doch niemand . . . Mein Gott, ich bin es ja aber selbst! Leises klägliches Stöhnen; sollten die Schmerzen denn wirklich so groß sein? Es muß doch sein. Ich begreife nur diese Schmerzen nicht, weil mein Kopf unnebelt, bleischwer ist. Besser ist's, sich wieder niederzulegen und einzuschlafen, zu schlafen zu schlafen, Werde ich dann aber irgend wann wieder aufwachen? Das ist ja ganz gleich.

In dieser Minute, als ich daran gehe, mich niederzulegen, erhellt ein breiter, bleicher Streifen von Mondlicht die Stelle, wo ich liege und läßt mich etwas Dunkles und Großes erblicken, ungefähr fünf Schritte von mir entfernt. Daran spiegelt sich an mehreren Stellen das Mondlicht. Knöpfe sind's oder Ausrüstungsstücke. Entweder ein Todter oder ein Verwundeter.

Es ist Alles gleich, ich lege mich schlafen . . .

Nein, es kann nicht sein! Die Unseren sind nicht fort. Sie sind hier, sie haben die Türken geschlagen und sind in dieser Position geblieben. Warum läßt sich aber weder Gespräch noch das Knistern der Wachtfeuer hören? Vor Schwäche werde ich jedenfalls nichts hören. Sie sind sicherlich hier.

„Hülfe!! Hülfe!“

Wilde, thörichte, heisere Schreie entreißen sich meiner Brust; sie bleiben ohne Antwort. Laut hallen sie

durch die Nachtlust. Alles Uebrige schweigt. Nur die Heimchen zirpen unermüdlich wie vorher. Kläglich blickt der Mond mit seinem runden Gesichte auf mich herab.

Wenn er verwundet wäre, er würde erwacht sein von solchem Geschrei. Es ist ein Leichnam. Einer der Unseren oder ein Türke? Ach, mein Gott, als ob es nicht ganz gleich wäre. Und Schlaf senkt sich auf meine entzündeten Augen herab.

Ich liege mit geschlossenen Augen da, obgleich ich schon längst erwachte. Ich mag die Augen nicht öffnen, weil ich durch die geschlossenen Lider das Sonnenlicht fühle: stechende Schmerzen würden die Folge sein, wenn ich sie öffnen wollte. Ja, und besser ist's auch, sich nicht zu rühren . . .

Gestern (es war, so scheint's, gestern?) bin ich verwundet worden; vierundzwanzig Stunden sind vergangen; noch weitere vierundzwanzig Stunden und ich werde sterben. Es ist Alles eins. Besser, sich gar nicht rühren. Möge der Körper unbeweglich bleiben. Wenn doch auch des Hirnes Arbeit still stehen wollte; doch ihr ist kein Einhalt zu thun. Gedanken, Erinnerungen drängen sich im Kopfe. Alldies übrigens nicht mehr auf lange, bald ist das Ende da. Einige Zeilen in den Zeitungen, daß, wie man sagt, unsere Verluste nicht von Bedeutung seien: verwundet, so und so viel; todt, Soldat Swanoff von den Freiwilligen — das ist Alles. Nicht einmal den Familiennamen wird man

hinzusetzen; einfach: ein Todter. Ein Gemeiner, so gut wie damals der Hund . . .

Grell erglüht das ganze Bild in meiner Einbildung. Es war vor langer Zeit. Alles übrigens, mein ganzes Leben, jenes Leben, als ich noch nicht mit zerschmetterten Beinen hier lag, ist so lange her . . . Ich ging auf der Straße; ein Volkshaufe hielt mich auf. Der Haufe stand da und blickte schweigend auf etwas Weißes, Blutbeflecktes, kläglich Winselndes. Es war ein kleines hübsches Hündchen; ein Wagen der Pferdebahn war über dasselbe hinweggegangen. Es starb, so wie ich jetzt sterben werde. Irgend ein Hausknecht stieß die Menge auseinander, ergriff das Hündchen beim Genick und trug es fort. Der Haufe ging auseinander.

Wird mich jemand forttragen? Nein, lieg und stirb! Ach, wie schön ist das Leben . . . An jenem Tage (als das Unglück mit dem Hündchen geschah) war ich glücklich. Ich befand mich in einer Art von Rausch und es war auch Grund dazu vorhanden. Quält mich nicht, ihr Erinnerungen! verlaßt mich! Vergangenes Glück, gegenwärtige Qual . . . wenn doch die Martern allein übrig bleiben und nicht Erinnerungen mich quälen wollten, welche unwillkürlich zu Vergleichen zwingen. Ach Gram, Gram! Du bist schlimmer als Wunden.

Indeß wird es heiß. Die Sonne brennt. Ich

öffne die Augen, sehe dieselben Sträucher, denselben Himmel, nur bei Tageslicht. Ah, da ist auch mein Nachbar. Ja, es ist — ein Türke, ein Todter. Wie kolossal! Ich erkenne ihn: es ist derselbe . . .

Vor mir liegt ein durch mich getödteter Mensch. Weshalb habe ich ihn umgebracht?

Blutüberströmt, todt liegt er hier. Wozu trieb ihn das Schicksal hierher? Wer ist er? Vielleicht hat auch er, so gut wie ich, eine alte Mutter. Lange wird sie des Abends vor der Thür ihres dürftigen Lehmhäuschens sitzen und ausblicken nach dem fernen Norden: kommt er nicht, ihr Sohn, an dem sie sich nicht satt sehen kann, ihr Arbeiter, ihr Ernährer?

Und ich? Mit mir ist's dasselbe . . . Ich würde sogar tauschen mit ihm. Wie glücklich er ist: er hört nichts, fühlt weder den Schmerz der Wunden, noch tödtlichen Gram, noch Durst. Das Bajonett drang ihm direkt in's Herz . . . Da, auf der Uniform das große schwarze Loch, Blut rings herum. Das that — ich.

Das wollte ich nicht. Ich wollte niemandes Unglück, als ich auszog, mich zu schlagen. Der Gedanke, daß es auch mir geschehen könne, Menschen zu tödten, war mir nie gekommen. Ich hatte mir nur vorgestellt, wie ich meine Brust den Kugeln bieten werde. So zog ich aus und bot sie dar.

Nun, und jetzt? Dummkopf, Dummkopf! Und dieser unglückliche Fellah (er trägt eine egyptische Uni-

form) — ist weit minder schuldig. Vorher, ehe man sie, wie Häringe in eine Tonne, auf das Dampfboot geladen und nach Konstantinopel geschafft hatte, hatte er niemals, weder von Rußland noch von Bulgarien gehört. Man befahl ihm zu marschiren, und er marschirte. Wäre er nicht marschirt, hätten ihm Stockprügel gedroht; möglich auch, daß irgend ein Pascha ihm eine Revolverkugel in den Leib gejagt hätte. Er legte den langen beschwerlichen Marsch von Stambul nach Ruschtschuck zurück. Wir überfielen ihn, er vertheidigte sich. Doch als er sah, daß wir schrecklichen, seine patentirte englische gezogene Peabody und Martini-Büchse nicht fürchtenden Menschen nur immer drauf losgehen und vorwärts drängen, gerieth er in Schrecken. Als er sich aus dem Staube machen wollte, sprang ein gewisser kleiner Mensch, den er mit einem einzigen Schlage seiner schwarzen Faust zu Boden geschlagen haben würde, an ihn heran und stieß ihm das Bajonett ins Herz.

Wessen ist er denn schuldig?

Und wessen bin ich denn schuldig, obgleich ich ihn getödtet habe? Wessen bin ich schuldig? warum quält mich der Durst? Durst! Wer weiß, was dieses Wort bedeutet! Selbst damals, als wir, durch Rumänien marschirend, in einer schrecklichen, vierziggradigen Hitze Märsche bis zu fünfzig Werst machten, selbst damals fühlte ich nicht, was ich jetzt fühle. Ach, wenn doch irgend jemand kommen wollte!

Mein Gott! und bei ihm dort, in jener großen Flasche, ist gewiß Wasser. Wenn man nur hinkommen könnte bis zu ihm. Was das kosten wird! Doch gleichviel, ich werde hingelangen.

Ich kriechе hin. Die entkräfteten Hände sind kaum im Stande, den Körper in Bewegung zu setzen, die Beine schleppen nach. Bis zum Leichnam sind es fünf Schritte, für mich aber ist es mehr — nicht mehr, aber schlimmer — als zehn Werst. Nichtsdestoweniger muß ich hinkriechen. Die Kehle ist ausgetrocknet, brennt wie Feuer. Ja, und ohne Wasser stirbt man eher. Dennoch vielleicht . . .

Und so kriechе ich hin. Die Beine bleiben am Boden hängen und jede Bewegung ruft unerträglichen Schmerz hervor. Ich schreie, schreie ach! und weh! und kriechе dennoch hin. Da bin ich endlich! Da ist die Flasche . . . in ihr ist Wasser und viel! es scheint mehr als die halbe Flasche voll. O! das ist, auf lange, Wasser genug . . . genug bis zum Tode!

Du, mein Opfer, bist meine Rettung. Auf den Ellenbogen gestützt, beginne ich die Flasche loszuknüpfen, da verliere ich plötzlich das Gleichgewicht und falle mit dem Gesicht auf die Brust meines Retters. Bereits war ein starker Leichengeruch an ihm wahrnehmbar.

Ich habe meinen Durst gelöscht. Das Wasser war warm, doch nicht verdorben und noch dazu war es viel. So werde ich noch einige Tage verleben.

Da fällt mir ein, in einer „Physiologie des Alltagslebens“ ist gesagt, daß der Mensch eine Woche lang ohne Nahrung verbringen kann, vorausgesetzt, daß er Wasser habe. Auch war dort die Geschichte eines Selbstmörders erzählt, welcher sich zu Tode gehungert hatte. Er lebte sehr lange, weil er trank.

Aber was denn nun? Wenn ich auch noch fünf, sechs Tage verleve, was kann dabei herauskommen. Die Unsrigen sind fort, die Bulgaren auseinandergelaufen. Straßen sind nicht in der Nähe. Es kommt Alles auf Eins hinaus — sterben. Nur habe ich mir, statt einer dreitägigen Agonie, eine solche von einer Woche bereitet. Wär's nicht besser ein Ende zu machen? Neben meinem Nachbar liegt seine Flinte, ein treffliches englisches Erzeugniß. Es gilt nur die Hand auszustrecken; dann — ein Augenblick und aus ist's. Patronen liegen hier in Menge umher. Er hat nicht Zeit gefunden, alle zu verschießen.

Also: ein Ende machen oder — warten? Auf was? Rettung? Tod? Warten bis die Türken kommen und mir die Haut von meinen verwundeten Beinen herunterziehen? Besser ist's schon, selbst . . .

Nein, man darf den Muth nicht verlieren: ich werde bis zu Ende kämpfen, bis zu letzten Kräften. Wenn man mich findet, bin ich ja doch gerettet. Es kann ja sein, daß die Knochen unberührt sind und ich

völlig geheilt werde . . . daß ich die Heimath, die Mutter, Mascha wiedersehe . . .

Herr, laß sie nicht die ganze Wahrheit wissen! Laß sie glauben, daß ich auf der Stelle getödtet worden bin. Was sollte aus ihnen werden, wenn sie erführen, daß ich mich zwei, drei, vier Tage lang gequält habe!

Mir dreht sich Alles im Kopfe; meine Reise zum Nachbar hat mich gänzlich erschöpft. Und dazu noch dieser schreckliche Geruch! Wie schwarz er geworden ist . . . was wird morgen oder übermorgen mit ihm werden? Und nun liege ich nur deshalb hier, weil ich nicht die Kräfte habe, mich fortzuschleppen. Ich werde mich ausruhen und wieder auf den alten Fleck hinfrieden; zur rechten Zeit weht der Wind von dorthier und wird den Pestgeruch von mir wegtragen.

Da liege ich in völliger Erschöpfung. Die Sonne verbrennt mir Gesicht und Hände. Nichts, um mich zu bedecken. Wenn doch die Nacht kommen wollte; es wird, so scheint's, die zweite sein.

Meine Gedanken verwirren sich, ich schlummere ein.

* * *

Ich habe lange geschlafen, denn ich erwache, als es bereits Nacht. Alles wie vorher: meine Wunden schmerzen, noch ebenso kolossal und unbeweglich liegt mein Nachbar da.

Ich kann mich des Gedankens an ihn nicht er-

wehren. Habe ich wirklich alles Liebe, Theure, von mir werfen, tausend Werst weit hierher marschiren, hungern, frieren, in Hitze schmachten müssen, um nun schließlich, unter diesen Qualen, nur um deswillen hier zu liegen, damit dieser Unglückliche aufgehört habe zu leben? Habe ich denn außer diesem Morde, irgend etwas den Kriegszwecken Förderliches vollbracht?

Mord, Mörder . . . Wer denn? Ich!

Als ich in den Kampf zu ziehen gedachte, redeten mir die Mutter und Mascha nicht ab, weinten aber über mich. Verblindet von meinen Ideen, sah ich diese Thränen nicht. Ich begriff nicht, — jetzt habe ich es begriffen — was ich den mir nahestehenden Wesen anthat.

Was hilft das Grübeln? Vergangenes kehrt nicht zurück.

Und welch' seltsames Urtheil über meinen Schritt gab sich bei vielen Bekannten kund. „Laßt ihn, der Narr weiß nicht, in was er sich einläßt!“ Wie konnten sie so reden? Wie reimten sich solche Worte mit ihren Vorstellungen von Heroismus, Liebe zur Heimath und den übrigen hierher gehörigen Dingen? In ihren Augen habe ich ja doch diesen Heroismus gezeigt. Und nichtsdestoweniger bin ich — ein „Narr.“

Und so fahre ich denn nach Kischeneff. Man bepackt mich mit dem Tornister und allem kriegerischen Zubehör und ich marschire ab, zugleich mit Tausenden, unter denen sich höchstens einige befinden, welche, gleich

mir, freiwillig marschiren. Der Rest würde zu Haus geblieben sein, wenn man es ihnen erlaubt hätte. Indeß marschiren sie, so gut wie wir „Selbstbewußten,“ legen tausend Werst zurück und schlagen sich ebenso gut wie wir oder selbst noch besser. Sie erfüllen ihre Pflicht, ungeachtet dessen, daß sie sofort auf und davon-gelaufen wären — wenn man es nur erlaubt hätte.

Ein scharfer Morgenwind hat sich erhoben. Die Sträucher bewegen sich, ein schlaftrunkener Vogel flattert auf. Die Sterne verdunkeln sich. Der dunkelblaue Himmel wird grau, verschleiert sich mit zarten Federwolken, graues Halbdunkel steigt von der Erde auf. Mein dritter Tag ist angebrochen . . . Wie soll man's nennen? Leben? Todeskampf?

Der dritte . . . Wieviel mögen deren noch übrig bleiben? In jedem Falle wenig. Ich bin sehr schwach geworden und es scheint, ich werde mich gar nicht von dem Leichnam wegschieben können. Bald werden wir uns ganz gleichen und einander nicht mehr unangenehm sein.

Ich muß trinken. Ich werde des Tages dreimal trinken: morgens, mittags und abends.

* * *

Die Sonne ist aufgegangen. Ihre große Scheibe, ganz zerschnitten und zertheilt durch die schwarzen Zweige der Sträucher, ist roth wie Blut. Heute scheint es warm zu werden. Was wird aus Dir werden. —

Nachbar? Auch jetzt bist Du schrecklich. Ja, er ist schrecklich. Seine Haare beginnen auszufallen. Seine Haut, schwarz von Natur, ist bleich und gelb geworden; das aufgedunsene Gesicht hat sie derart in Spannung versetzt, daß sie am Ohre geborsten ist. Dort laufen Würmer durcheinander. Die in Halbstiefel eingeschnürten Füße sind angeschwollen und zwischen den Hesteln treten große Blasen hervor. Der ganze Körper ist dick angeschwollen. Was wird die Sonne heute mit ihm thun?

So nahe bei ihm zu liegen ist unerträglich. Was es auch koste, ich muß von ihm wegfriechen. Werde ich es auch können? Noch vermag ich den Arm zu erheben, die Flasche zu öffnen, zu trinken, aber — meinen schweren, unbeweglichen Körper in Bewegung zu setzen? Dennoch werde ich es thun, wenn auch nur allmählich, wenn auch nur einen Schritt weit in der Stunde.

Der ganze Morgen vergeht unter meinen Anstrengungen, mich wegzuschieben. Der Schmerz ist heftig, doch was mache ich mir jetzt daraus? Ich besinne mich schon nicht mehr, vermag mir die Empfindungen eines gesunden Menschen schon nicht mehr vorzustellen. Ich habe mich sozusagen schon an den Schmerz gewöhnt. Dergestalt bin ich an diesem Morgen an fünf Schritt weit weggekrochen und befinde mich wieder am vorherigen Plage. Doch nicht lange genieße ich der frischen Luft, wenn überhaupt fünf Schritte von

einem verwesenden Leichnam von frischer Luft die Rede sein kann. Der Wind hat sich gedreht und trägt mir von Neuem einen so gräßlichen Geruch zu, daß mir übel wird. Krampfhaft und qualvoll zieht sich der leere Magen zusammen; alle Eingeweide kehren sich im Leibe um. Die verpestete Luft aber fährt fort, sich über mich zu ergießen.

Ich gerathe in Verzweiflung und weine . . .

* * *

Gebrochen, sinnlos, fast ohnmächtig, liege ich da. Plötzlich . . . ist diese verwirrte Einbildung keine Täuschung? Mir scheint, nein. Ja, das sind — Stimmen. Pferdegetrappel, menschliche Stimmen. Beinahe hätte ich angefangen zu schreien, doch halte ich mich zurück. Was aber, wenn es Türken sind? Zu diesen Qualen treten noch andere, schrecklichere hinzu, vor denen einem, selbst wenn man sie nur in den Zeitungen liest, die Haare zu Berge stehen. Sie werden mir die Haut abziehen, die verwundeten Beine rösten . . . Gut, wenn es blos das wäre, aber sie sind erfinderisch. Wär's nicht dennoch besser, in ihren Händen das Leben zu lassen, als hier zu sterben? Wenn es nun aber die Unseren wären? O, ihr verwünschten Sträucher! warum wuchset ihr rings um mich herum zu solch dichtem Zaune? Nichts vermag ich durch sie hindurch zu sehen; an einer einzigen Stelle nur eröffnet mir ein kleines Fensterchen zwischen den

Zweigen einen Fernblick in den Hohlweg. Dort fließt, so scheint's, das Bächlein, aus welchem wir vor dem Kampfe tranken. Ja, da ist auch die große, wie ein Brückchen über den Bach gelegte Sandsteinplatte. Sicherlich werden sie über dieselbe hinwegreiten. Die Stimmen schweigen. Ich vermochte die Sprache nicht herauszuhören, die sie sprachen: auch mein Gehör ist schwach geworden. Herr! wenn es die Unseren wären . . . Ich werde sie anrufen; auch vom Bache aus werden sie mich hören. Das ist besser als Gefahr zu laufen, in die Klauen der Baschibozuks zu fallen. Wie kommt es nur, daß sie nicht rascher vorwärtsreiten? Ungeduld quält mich; ich bemerkte den Leichengeruch nicht einmal mehr, obgleich er durchaus nicht schwächer geworden ist.

Da, plötzlich, auf dem Uebergang über den Bach, erscheinen Kosaken! Blaue Uniformen, rothe Streifen, Lanzen. Eine halbe Sotnie. Boran auf trefflichem Pferde, ein schwarzbärtiger Offizier. Kaum hatte die halbe Sotnie den Bach überschritten, als er sich im Sattel mit dem ganzen Körper umdrehte und ausrief:

„Im Tr—a—a—be, Ma—arsch!“

— Haltet, haltet, um Gottes willen! Zu Hülfe, Hülfe, Kameraden! rufe ich; doch das Getrampel der kräftigen Pferde, das Geklirr der Säbel und das laute Gespräch der Kosaken übertönt mein heiseres Schreien und — man hört mich nicht!

O verwünscht! Vor Erschöpfung falle ich mit dem

Gefichte zur Erde und beginne zu schluchzen. Aus meiner umgestoßenen Flasche fließt das Wasser, mein Leben, meine Rettung, meine letzte Frist. Doch nicht eher bemerke ich es, als bis vom Wasser nicht mehr als ein halbes Glas voll geblieben und der Rest in die gierige, trockene Erde gelaufen ist.

Kann ich mich jemals einer solchen Bestürzung erinnern, wie sie mich nach diesem Zwischenfalle befiel? Unbeweglich, mit halbgeschlossenen Augen lag ich da. Der Wind wechselte beständig und wehte mir bald frische, reine Luft zu, bald umhüllte er mich von Neuem mit jenem Pestgeruch. Der Nachbar wurde an diesem Tage über alle Beschreibung schrecklich. Einmal, als ich die Augen öffnete, um nach ihm hinzublicken, fuhr ich zusammen. Ein Gesicht hatte er schon nicht mehr. Es war von den Knochen herabgerutscht. Das fürchterliche knöcherne Lächeln, ein ewiges Lächeln, erschien mir so gräßlich, so abschreckend wie nie, obgleich es mir mehr als einmal geschehen war, einen Hirnschädel in den Händen zu halten und ganze Häupter zu präpariren. Dieses Skelett in der Uniform mit den blanken Knöpfen machte mich erbeben. „Das ist — der Krieg, dachte ich. — Hier sein Bild!“

Und die Sonne brennt und sticht wie vorher. Hände und Gesicht sind schon längst verbrannt. Den Rest Wasser habe ich völlig ausgetrunken. Der Durst quälte mich so, daß ich, trotz meines Vorsazes, nur einen kleinen

Schluck zu thun, auf einen Zug alles hinunterschluckte. Ach, warum rief ich die Kosaken nicht an, als sie mir so nahe waren! Wenn es auch selbst Türken gewesen wären, immerhin wäre es besser. Eine, zwei Stunden lang hätte man mich gequält, hier aber weiß ich nicht einmal, wie lange ich mich herumwälzen und leiden muß. Mutter, theure Mutter! Du wirst Dir Deine grauen Haare ausreißen, mit dem Kopfe wider die Wand rennen, den Tag verfluchen, da Du mich geboren hast, die ganze Welt verfluchen, daß sie zum Leiden der Menschheit den Krieg erdachte!

Wahrscheinlich aber werdet Ihr, Du und Mascha, nicht einmal etwas von meinen Qualen zu hören bekommen. Verzeih, Mutter, verzeih auch Du, meine Braut, meine Liebe! Ach, wie schwer, wie bitter! Was schleicht sich da wieder in mein Herz . . . ?

Nochmals jenes kleine, weiße Hündchen! Der Hausknecht hatte kein Mitleiden mit ihm, schlug es mit dem Kopfe gegen die Mauer und warf es in die Grube, wohin man das Kehricht wirft und das Spüllicht ausgießt. Es lebte aber noch und hatte sich noch einen ganzen Tag lang gequält. Ich aber, bin noch unglücklicher, weil ich mich schon drei ganze Tage lang quäle. Morgen ist — der vierte, dann der fünfte, sechste . . . Tod, wo bist Du? Komm, komm! Nimm mich hin! Doch der Tod kommt nicht, holt mich nicht. Ich bleibe liegen unter dieser entsetzlichen Sonne und habe

keinen Schluck Wasser, um eine verdorrte Kehle zu fühlen und werde verpestet von dem Leichnam. Er ist schon ganz auseinandergelassen. Myriaden von Würmern fallen aus ihm heraus. Wie sie durcheinanderlaufen. Wenn er aufgefressen ist und von ihm allein noch die Knochen und die Uniform übrigbleiben werden, dann — ist an mir die Reihe. Und ich werde gerade so aussehen.

Es vergeht der Tag, vergeht die Nacht. Es bleibt Alles daselbe. Es bricht der Morgen an. Alles das selbe. Es vergeht noch ein Tag . . .

Die Büsche bewegen sich und rauschen leicht, ganz als ob sie sich unterhielten. „Sieh, Du wirst sterben, wirst sterben, wirst sterben,“ flüstern sie. „Du wirst die Deinigen nicht wiedersehen, nicht wiedersehen!“ antworten die Büsche von der andern Seite.

— Hier wird man sie aber auch nicht finden! ertönte es laut neben mir.

Ich fahre zusammen und komme mit Einemmale zu mir. Aus den Sträuchen blicken mich die guten blauen Augen Jakowleffs, unseres Gefreiten an.

— Schaufeln her! ruft er. — Hier sind noch zwei; einer von den Unsrigen und einer von ihnen.

— Keine Schaufeln, nicht verscharren, ich lebe! will ich ausrufen; doch nur ein schwaches Stöhnen kommt über meine vertrockneten Lippen.

— Herr! es scheint, er lebt? Herr Zwanoff!
Kinder! rasch hierher; unser Herrchen lebt! ruft den
Doktor!

* * *

Binnen einer halben Minute gießt man mir Wasser,
Brantwein und noch etwas in den Mund. Dann ver-
schwindet Alles.

Gleichmäßig wiegend, bewegt sich die Tragbahre
vorwärts. Diese gleichmäßige Bewegung lullte mich in
Schlaf. Bald erwache ich, bald schlaf' ich wieder ein.
Die verbundenen Wunden schmerzen nicht mehr; ein
unaussprechlich erquickendes Gefühl ergießt sich durch
den ganzen Körper . . .

— Halt! Setzt nieder! Viertes Sanitätstrupp
March! An die Bahre! Fasset an, hoch!

Diese Kommandos gab Peter Zwanitsch, unser
Lazarethoffizier, ein großer, hagerer, sehr guter Mann.
Er ist so groß, daß ich, obgleich vier hochgewachsene
Soldaten die Tragbahre auf ihren Schultern tragen, be-
ständig seinen Kopf mit dem dünnen, langen Barte und
seine Schultern sehe, wenn ich die Augen nach seiner
Seite wende.

— Peter Zwanitsch! flüsterte ich.

— Was, mein Lieber?

Peter Zwanitsch neigte sich über mich.

— Peter Iwanitsch, was hat Ihnen der Doktor gesagt? Werde ich bald sterben?

— Was denken Sie, Iwanoff, bewahre! Sie werden nicht sterben. Alle Ihre Knochen sind ja ganz. Solch ein Glückspilz! Weder Knochen noch Arterien. Wie haben Sie aber diese viertehalb Tage gelebt? Was haben Sie gegessen?

— Nichts.

— Und getrunken?

— Von dem Türken nahm ich eine Flasche. Jetzt kann ich nicht reden, Peter Iwanitsch. Nachher.

— Der Herr sei mit Ihnen mein Lieber, schlafen Sie. Von Neuem Schlaf, Bewußtlosigkeit . . .

Im Divisionslazareth erwachte ich. Bei mir standen der Doktor, barmherzige Schwestern und außer ihnen noch die bekannte Persönlichkeit eines berühmten Petersburger Professors, welcher sich über meine Beine hinwegbeugt hatte. Seine Hände waren voll Blut. Nicht lange machte er sich an meinen Beinen zu schaffen und wendete sich an mich:

— Gott ist Ihnen gnädig, junger Mann! Sie werden leben bleiben. Ein Beinchen nur haben wir Ihnen abgenommen; das — will nicht viel sagen. Können Sie sprechen?

Ich konnte sprechen und erzählte ihm Alles, was hier niedergeschrieben ist.